©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Jb. Oö. Mus.-Ver.	Bd. 141/I	Linz 1996

Besprechungen

Rabeder Gernot u. Gerhard Withalm (Hrsg.): Die Gamssulzenhöhle im Toten Gebirge. – Mitt. d. Komm. f. Quartärforschung d. Österr. Akad. d. Wiss., Bd. 9, Verl. Österr. Akad. d. Wiss., Wien 1995, 133 Seiten

Mit der aus 14 Einzelbeiträgen bestehenden Monographie liegt nun die wissenschaftliche Dokumentation über die 1988 bis 1991 in der Gamssulzenhöhle durchgeführten Grabungen vor. Es ist dies nach den erfolgreichen Grabungen in der Rameschknochenhöhle und im Nixloch bei Losenstein die dritte unter der Leitung von U. Prof. Dr. Rabeder (Inst. f. Paläontologie, Univ. Wien) in Oberösterreich mit modernen Forschungsmethoden durchgeführte Untersuchung.

Die seit den frühen Zwanzigerjahren von engagierten Höhlenforschern unternommenen Erkundungen und Funde fossiler Tierknochen, vor allem des Höhlenbären, von denen einige menschlichen Einfluß nicht ausschlossen, rechtfertigten die Einbeziehung auch dieser Höhle in das Forschungsprogramm Prof. Rabeders.

Grundlage für alle weiteren Untersuchungen war die auf einer Neuvermessung basierende, EDV-unterstützte exakte kartographische Darstellung in Grund- und Aufriß. Damit konnte auf die speziellen speläologischen Fragen der Höhle eingegangen werden, die sich aus der Anlage in zwei durch den > 20 m tiefen Linzer Schacht verbundenen Etagen im Dachsteinkalk ergeben. Die in den kaum zusammenhängenden Sedimenten enthaltenen paläontologischen Funde lassen nicht nur Rückschlüsse auf Fauna und Flora zu, sie weisen auch auf unterschiedliche klimatische Verhältnisse hin. Radiometrische Datierungen ergaben eine vorwiegend aus Höhlenbärenknochen (vgl. Namen wie „Bärengruft" und „Bärengalerie") bestehende Gruppe zwischen 38.000 und 25.000 und eine jüngere zwischen 14.000 und 10.000 Jahren v. h., die sich aus meist stark zerkleinerten Knochen von Kleinsäugern, Paarhufern wie Steinbock, auch des Braunbären sowie Schnecken u. a. zusammensetzt und auf Beutereste von Räubern wie Fuchs, Marder und Raubvögeln schließen läßt. Diese jüngeren Überreste finden sich vor allem in der Eingangshalle, wo auch die verhältnismäßig große Zahl von 47 kleinen und kleinsten Artefakten in dieser Sedimentgruppe gefunden wurden, die somit dem Spät- bis Epipaläolithikum angehören. Damit konnte der erste gesicherte Nachweis menschlicher Betätigung für diese Zeit in den nördlichen Ostalpen erbracht werden. Mit den menschlichen Spuren aus dem Nixloch in den Voralpen vom Hoch- bis Spätglazial und jenen aus der Rameschhöhle aus dem Mittelpaläolithikum verdichten sich weiter als Nachweis für die Anwesenheit des „eiszeitlichen" Menschen in Oberösterreich, sowohl räumlich vom Donautal über das mittlere Ennstal bis in die Kalkhochalpen und zeitlich ab dem Mittelpaläolithikum (Mousterien) bis ins Jung- bzw. Epipaläolithikum.

In die fundlose Zeit zwischen 25.000 und 14.000 Jahren v. h. fällt die maximale Vergletscherung der Würmeiszeit, in der Eis auch über die Höhle hinweg ins Gleinkerseebecken abgeflossen war. Für das Spätgazial konnte im Zuge der Wiederbewaldung noch ein Klimarückschlag nachgewiesen werden.

An der Morphologie der Höhlenbärenzähne aus der Gamssulzenhöhle konnte G. Rabeder ähnlich wie im Nixloch eine sehr hohe Entwicklungsstufe dieser Tiere bereits

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

für die Zeit vor 25.000 erkennen, was bedeutet, daß diese Bären und der primitivere und kleinere „Rameschbär" in der geringen Entfernung von nur 5 km Luftlinie und < 700 m Höhenunterschied gleichzeitig gelebt haben mußten und die normale Evolution allein kaum ausreicht, dieses Problem zufriedenstellend zu erklären.

Nicht zuletzt ist es auch den einzelnen Mitarbeitern zu danken, daß diese Monographie wieder eine Fülle von völlig neuen Erkenntnissen enthält, die weit über die Gamssulzenhöhle hinaus von Bedeutung sind und so für einschlägige Fachleute eine notwendige, für alle anderen Leser eine höchst interessante Lektüre darstellt.

Hermann Kohl

Rudolf Zinnhobler (unter Mitwirkung von *Johannes Ebner* und *Monika Würthinger),* Kirche in Oberösterreich 4: Vom Josephinismus zur Gegenwart, 49 Seiten, Editions du Signe, Strasbourg 1995

Seit 1992 erscheinen im Straßburger Verlag die Hefte über die kirchliche Geschichte des heutigen Bundeslandes Oberösterreich. Unter Mitwirkung der bewährten Kräfte im Diözesanarchiv hat Zinnhobler mit hervorragender Ausstattung durch reiches Bildmaterial die Entwicklung der christlichen Kirche hierzulande von den Anfängen bis zur Wende des ersten Jahrtausends (1, 1992), vom hohen Mittelalter bis zum Anbruch der Neuzeit (2, 1993), von der Reformation zum Barock (3, 1994) und vom Josephinismus zur Gegenwart (4, 1995) geschildert.

Die eigentliche Diözesangeschichte liegt nun im Schlußteil vor. Das Zeitalter des Josephinismus wird als österreichische Form des Staatskirchentums beschrieben, als Ergebnis der Aufklärung, die aber auch den Respekt vor dem Menschen (Toleranz), das allgemeine Schulwesen und Fortschritte auf dem Gebiet des Pädagogik brachte. Auswirkungen der französischen Revolution drangen bis in den Linzer Bischofshof: 1793 mußte der Kammerdiener wegen „staatsfeindlicher Reden" die Stadt und binnen drei Tagen das Land verlassen. Wie es zur Bistumsgründung unmittelbar nach dem Tod von Kardinal Ernst Graf Firmian am 13. März 1783 kam, wie der Passauer Offizial Ernest Johann Nepomuk Reichsgraf von Herberstein als „Bischof von Linz und ganz Oberösterreich" eingesetzt und die formelle staatliche Errichtung des Bistums 1789 nachgeholt wurde, wie Bischof Herberstein im Oktober 1784 in Linz eintraf und erst am 1. Mai 1785 die Inthronisation stattfinden konnte, all das steht am Anfang des Bistums Linz. Als Domherren wurden schließlich nicht die Konventualen des Stiftes Kremsmünster genommen, sondern sieben Weltpriester vom Kaiser ernannt.

In fünfjähriger Tätigkeit hat der erste Bischof nicht alle Fragen lösen können, sein Nachfolger Joseph Anton Gall (1788–1807) war ausgeprägter Josephiner. Er gründete das Priesterseminar, in seiner Zeit wurde das andere christliche Bekenntnis laut Toleranzpatent von 1781 aktiv, die aufgehobenen Stifte – von den 42 Klöstern von 1780 bis 1813 28 aufgehoben! – bekamen neue Verwendung als Gefängnisse, Pfarrhöfe usw. Bis 1790 kamen zu den 254 Seelsorgestellen von 1740 137 weitere hinzu, meist Exposituren, Vikariate oder Lokalien, nur neun Kirchenneubauten unter Joseph II. Zinnhobler beschreibt eindrucksvoll die positiven Aspekte: Sekundäre Frömmigkeitsformen wie Reliquienkult und Heiligenverehrung, auch abergläubische Praktiken, wurden zurückgedrängt. Das allgemeine Verbot von Prozessionen (außer zu Fron-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

leichnam) konnte durch eine vom Bischof 1794 erteilte Erlaubnis für eine Bittprozession mit dem Allerheiligsten wegen Kriegsgefahr wieder auf ein vernünftiges Maß erweitert werden.

Die „Ära Metternich", in der Bischof Sigmund Ernst von Hohenwart ab 1809 (Bischofsweihe 1815) bis 1827 wirkte, war von neu entstandenen Erweckungsbewegungen gekennzeichnet, deren Auswirkungen bis heute zu spüren sind.

Thomas Pöschl fand in den Dekanaten Frankenmarkt und Vöcklabruck „Pöschlianer", die auch vor Exzessen nicht zurückschreckten, Martin Boos hatte in Gallneukirchen Anhänger des „lebendigen Glaubens", zu deren Bekämpfung der achtzigjährige Bischof Visitationen und eine Mission durchführen ließ, die dann unter dem Nachfolger, Bischof Gregor Thomas Ziegler (1827–52) den Protestantismus stärkten. Mit diesem begann die katholische Restauration: Priester- und Knabenseminar („Gregorianum") sollten für theologischen Nachwuchs sorgen, Jesuiten in Linz, weibliche Orden in Gmunden, Ried und Vöcklabruck (wieder) angesiedelt werden. Den Bau der evangelischen Martin-Luther-Kirche in Linz versuchte Bischof Ziegler vergeblich zu verhindern. Das Jahr 1848 brachte die Vertreibung der Jesuiten vom Freinberg, auch Reformversuche des Klerus (Diözesankonferenzen), stärkere Heranziehung der Laien, Gründung von Vereinen.

In Bischof Franz Josef Rudigier (1853–84) erhielt die Diözese einen tatkräftigen jungen Leiter. Zinnhobler hat sich mit dieser für Linz so wichtigen Persönlichkeit schon in früheren Veröffentlichungen und in einer Ausstellung 1991 beschäftigt. Der Bau einer neuen Kathedrale (verkündet 1855, begonnen 1862), neue Klostergründungen im Land, aber auch Auseinandersetzungen in alten Stiften (Lambach!) bestimmten die ersten anderthalb Dezennien von Rudigiers Wirken. Dann aber wurde er durch sein Eintreten gegen die „Maigesetze" 1868 zu einem politischen Bischof, er konnte es nicht ertragen, daß gegen das Konkordat von 1855 Ehe und Schule weithin der Kompetenz der römisch-katholischen Kirche entzogen und der Gleichheit aller Bürger Rechnung getragen wurde. Der Prozeß gegen den Hirtenbrief über die „Schlange", die „die Gläubigen der christlichen Wahrheit" entfremde, erregte 1869 ungeheures Aufsehen, Verurteilung und sofortige Begnadigung machten Rudigier zum Volksbischof. Aber die Verkündigung des Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit und der Untergang des Kirchenstaates führten zur einseitigen Aufkündigung des Konkordates und zur „Altkatholischen Kirche" (1871 Gemeindegründung in Ried). Im Landtag standen sich Liberale und Katholisch-Konservative gegenüber, entsprechende Printmedien unterstützten die Parteienkämpfe.

Mit Ernest Maria Müller (1885–88) kam eine ausgleichende Persönlichkeit nach Linz, mit seinem Nachfolger Franz Maria Doppelbauer (1889–1908), dem eigentlichen Wunschkandidaten Rudigiers, der erste Oberösterreicher auf den Linzer Bischofs-Stuhl. Das „Petrinum" in Urfahr brachte schon im Namen die enge Bindung mit Rom zum Ausdruck, der Dombau machte gewaltige Fortschritte, die Jesuiten erhielten ihre ursprüngliche Kirche zurück, neue Orden wurden gefördert, Vereine gegründet, Gotteshäuser neu erbaut oder umgestaltet. Der Seminarregens und auch als Historiker hervorgetretene Dr. Rudolph Hittmair wurde Doppelbauers Nachfolger, der 1915 den Krankendienst an am Fleckfieber erkrankten Serben im Lager Mauthausen mit dem Tode bezahlen mußte. Als letzter vom Kaiser ernannter Linzer Bischof folgte ihm Dr. Johannes Maria Gföllner (1915–41), der – wie Zinnhobler sagt – zwar „die ‚Republik

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Deutschösterreich' für rechtmäßig (erklärte), in seinem Herzen aber blieb er Monarchist". Daß der Landeshauptmann von Oberösterreich damals ein Prälat war (Johann N. Hauser 1908–27) hatte tiefgreifende Zerwürfnisse zur Folge. In einem Hirtenbrief „Über wahren und falschen Nationalismus" nahm Bischof Gföllner gegen Hitlers neue Weltanschauung Stellung, es sei unmöglich, „gleichzeitig guter Katholik und wirklicher Nationalsozialist" zu sein. Das Jahr 1934 vertiefte die Kluft zwischen der Kirche und den Anhängern der Sozialdemokratie. 1938 sahen wiederum die Nationalsozialisten in der Kirche einen ihrer entschiedensten Gegner. „Kirche unter dem Hakenkreuz" heißt daher ein erschütterndes Kapitel in der kurzen Übersicht über die Ereignisse des 20. Jahrhunderts, bevor die Jahre des Aufbaus im Schlußteil „Vom Kriegsende zur Gegenwart" beschrieben werden. Die Bedeutung der Linzer Geistlichkeit auf dem Weg zum 2. Vatikanischen Konzil (1962–65) mit Bischof Franz S. Zauner (1949 Koadjutor, 1956–80 im Amt, † 1994) als kompetentem Mitarbeiter in Fragen der Liturgie, mit Weihbischof Dr. Alois Wagner als Förderer der Entwicklungshilfe, 1982 nach Rom berufenem Vizepräsidenten des Päpstlichen Rates „Cor unum" und ab 1992 ständigem Beobachter des Hl. Stuhls bei den UNO-Organisationen sind wichtige Punkte in der Schilderung der heutigen Verhältnisse unter Bischof Maximilian Aichern (ernannt 1981, geweiht 1982). Jubiläumsausstellung 1985 und Papstbesuch 1988, Einweihung der Katholisch-Theologischen Hochschule Linz als päpstliche Fakulät auf Dauer in neuem Gebäude 1988 sind markante Daten des letzten Jahrzehnts, auch die Schwierigkeiten mit Priestermangel, Rückgang des Besuchs der Sonntagsmesse, Abnahme der Orden werden nicht verschwiegen.

Streng sachlich, aber mit weitem Hintergrund, verständnisvoll, aber immer stellungsbewußt, mit reichem Bildmaterial, das durch gute Auswahl oft anregt und Interesse weckt – eine geschlossene Leistung. Nur der Plan der Priesterkorrektionsanstalt (Abb. 46), die ab 1839 ein Jahrhundert hindurch im Schloß Mitterberg bei Regau eingerichtet war, wirkt schemenhaft flau ...

Georg Wacha

Franz-Heinz Hye (Hg.) Stadt und Kirche (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas XIII), Linz 1995, XII + 351 Seiten

„Episcopus und Civitas" leitete *Carlrichard Brühl* mit einem Referat über das Verhältnis von Bischof und Bischofsstadt in der Spätantike und im Frühmittelalter die Tagung des österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung in Innsbruck ein.

Daß die „parochia" oder „ecclesia parochialis" eigentlich die Seelsorge in einer antiken Bischofsstadt bezeichnete und erst allmählich sich daraus der Begriff „Pfarre" entwickelte, hat *Karl Amon* in seinem Beitrag „Stadt und Pfarre" einleitend angeführt. Wenn man die Verbindung „Stadt und Kirche", also das Thema der Innsbrucker Tagung von 1993 bedenkt, so stellt sich jedenfalls dieser Bezug als wichtigster heraus. Wie schwierig es in Wien mit der Ruprechtskirche, der Peterskirche (und der Virgilkapelle, jetzt bei der U-Bahnstation) sowie der Stephanskirche war, hat Amon dabei gestreift.

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Wenn sich daneben ein altes Kloster befand, dann übernahm dieses (Garsten für Steyr) die Seelsorge in der Stadt, wenn eine Burgkirche existierte, kam der Bischof wohl erst bei einem neuen Kirchenbau und einer Stadterweiterung zu seinem Recht (St. Gangolf – Stadtpfarrkirche Linz). Anderswo wurde die nahegelegene Pfarre in die Stadt verlegt und sank zur Filiale herab (Ohlsdorf – Gmunden) oder wurde dem sich ausweitenden Stadtgebiet einverleibt (Schöndorf – Vöcklabruck). Für Innsbruck hat der zuständige Stadtarchivar die Probleme Stift Wilten – Stadtpfarrkirche St. Jakob dargelegt (*Franz-Heinz Hye*).

Der (Erz-)Bischof benutzte – wie *Friederike Zaisberger* für Salzburg zeigte – seine Position bei Stadtgründungen an Flußübergängen, zur Sicherung der Transportwege auf Flüssen oder über einen Paß und hatte dabei leichter die Möglichkeit, die Pfarrstruktur entsprechend anzupassen (Ausnahme: Radstatt bis 1859 Filiale von Altenmarkt). Beim Salzburger Eigenbistum Lavant residierte der Bischof übrigens im Lavanter Hof in Friesach am Sitz des Vizedoms!

Die Feststellung, Nikolaikirchen hätten als Seelsorgestationen für Kaufleute die Stadtentstehung besonders beeinflußt, wird von *Karlheinz Blaschke* gelegentlich überbewertet. Sie mag in Stein, in Korneuburg usw. berechtigt sein, für Innsbruck, Hall und Bozen erhielt er eine scharfe Replik von Franz-Heinz Hye. Auch für Urfahr („Schadlinz") und Linz wird man seine Theorie nicht akzeptieren können.

Wie war das nun, wenn sich Klöster in der Stadt niederließen? Die ersten waren die „Minderen Brüder" des hl. Franz, die um 1230 in den österreichischen Städten enormen Aufschwung nahmen. *Bernhard Stüdeli* behandelte allgemein „Minoriten- und andere Mendikanten-Niederlassungen als Gemeinschaftszentren im öffentlichen Leben der mittelalterlichen Stadt". Für „Die Minoriten in den österreichischen Städten" gab *Herta Hageneder* einen eigenen Überblick. Bei dem immer teurer werdenden Befestigungswesen übernahmen ja die Minoriten eine wichtige Rolle: man überließ ihnen eine Ecke der Stadt zur Fortifikation und zur Verteidigung; in Linz schloß man dadurch das alte Gebiet völlig ab und erreichte die Umlegung der Haupteinfahrt zum Schmiedtor und über den neuangelegten Hauptplatz. Auch in anderen oberösterreichischen Städten waren die Minoriten besonders wichtig, z. B. in Enns und in Wels.

Nicht eigens behandelt wurde bei der Tagung die Stellung der anderen Orden. Eher für die Städte bestimmt waren doch die Predigerorden und die Dominikanerbastei in Wien ist heute noch Zeichen für eine ähnliche Stellung dieses Ordens im Befestigungssystem. Auch Krems ließe sich dafür nennen. Im 16. Jhdt. begannen die Jesuiten von Wien ausgehend auch in den Landeshauptstädten ihre zwingburgartigen Anlagen, die Kapuziner hatten eine wichtige Stellung in der Gegenreformation und waren im 17. Jhdt. der eigentliche Modeorden. Die Stiftung von Kartausen in der Stadt kam seit dem 14. Jhdt. vor, in den habsburgischen Länder allerdings nur in Prag oder Brünn (siehe den Beitrag von *Friederike Klos-Buzek*).

Nur an den Beispielen von Rom, Santiago und Aachen behandelt *Klaus Herbers* das Thema „Stadt und Pilger". Die wichtigsten österreichischen Wallfahrten des Mittelalters lagen in der Einschicht, die Pilger zogen nach Mariazell, nach St. Wolfgang. Für die Hostienschändung entwickelte sich die gotische Heiligblut-Kirche in Pulkau zu einem beachtlichen Anziehungspunkt, keinen Aufschwung nahm die ähnliche Andachtsstätte in Heiligenblut im Weitental. In Wien bemühte man sich um die Sammlung von Reliquien seit Rudolf IV., für die Präsentation zu bestimmten Anlässen errichtete man den

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Heiltum-Stuhl. In Hall hat die Sammlung Waldauf ähnliche Bedeutung. Klosterneuburg hat hier von der Verehrung des hl. Leopold Nutzen gezogen. *Floridus Röhrig* geht aber eher auf die Symbiose von Chorherrnstift und Stadt ein. Die auf mehrere Gebiete aufgeteilte Siedlung hatte dort im Gegensatz zum Stift eine stärkere Bedeutung für das Stadtwesen als in Melk, wo nur die stiftlichen Untertanen, Handwerker etc. die dortige Ansiedlung bewohnten. Die Kirche übernahm soziale Aufgaben, z. B. Leprosenhäuser, Spitäler und Waisenhäuser. Über das Erziehungswesen informierte bei der Tagung *Wolfgang Steiner* (Lateinschule in Innsbruck 1420–1634). *Erich Egg* behandelte „Stadt und kirchliche Kunst in Tirol". Etwas aus dem Rahmen fallen die Referate über die Städte des Deutschen Ordens (*Hartmut Boockmann*) und über die ungarischen Verhältnisse von *András Kubinyi*. Daß es in Ungarn eine Pfarrerwahl gab, was in der Zeit von Kirchenvolksbegehren fast Beispielswirkung haben könnte, erklärte er durch ein Subpatronat (S. 183), weist auf eigene Pfarren für „cives Hungari" hin. Eine eigene Abhandlung bezieht sich auf das Ringen um die Stadtautonomie zwischen dem Kölner Bischof und den Bürgern der Stadt (*Hugo Stehkämper*). Wiederum ein tiroler Beispiel dazu bringt *Helmut Flachenecker* über Brixen am Ausgang des Mittelalters.

Die Vortragenden haben in einigen Fällen ihr Referat für den Druck noch wesentlich erweitert. In dem Abschnitt über die Salzburger Städte sind Bibliographien angeschlossen, die meist als „Literatur in Auswahl", zweimal als „Literaturzusammenfassung" bezeichnet werden. Ähnlich geht es bei den thematischen Abschnitten über Stadtrecht, Stadtbefestigung in Fußnoten. Warum konnte man die ausführlichen, um nicht zu sagen weitschweifenden Bibliographien auch in Kleindruck bringen? Die auf acht Seiten verteilte Übersicht über die Städte der Salzburger Erzbischöfe ist ein gutes Beispiel dafür.

Vergleicht man z. B. mit einer Tagung ähnlichen Konzeptes für das Spätmittelalter („Kirche und Gesellschaft") von 1992, so wären die Musik und die Predigt zu behandeln gewesen, war doch auf der einen Seite die Glocke als beherrschender Klang des christlichen Abendlandes für das städtische Leben bedeutsam, stellte die Orgel neben den bescheidenen künstlerischen Genüssen von Feldtrompetern oder Turnermeistern doch zusammen mit dem Kirchengesang den Inbegriff der Musikpflege dar, so war andererseits die Predigt der Zugang zum Wort für den noch nicht „alphabetisierten" Menschen. Die Kreuzzugspredigt des Mittelalters bis zu Capistran war ein Phänomen des mittelalterlichen Lebens für Stadt und Kirche. Die Barockpredigt als literarische Gattung hat gerade Werner Welzig herausgearbeitet.

Aber die Verknüpfungen zwischen „Stadt und Kirche" waren zu allen Zeiten so eng, daß es sicher unmöglich ist, in wenigen Referaten das Thema auszuschöpfen.

Georg Wacha, Linz

P. Ansgar Rabenalt, Die Sonnenuhrsammlung der Sternwarte Kremsmünster, hg. *P. Amand Kraml* (Naturwissenschaftliche Sammlungen Kremsmünster – Berichte des Anselm Desing Vereins Nr. 33), Mai 1996, 69 Seiten, S 100.–

Der verstorbene Betreuer der Kremsmünsterer Sternwarte, der auch 1958 das Astronomische Kabinett im Stift eingerichtet hatte, veröffentlichte bereits 1955 (98. Jahresbericht, S. 11–60) ein Verzeichnis der Sonnenuhren, das auch für Zinner's Übersicht

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

über astronomische Instrumente des 11. bis 18. Jahrhunderts (1967) und für die Beschreibung der Sonnenuhren unter den wissenschaftlichen Instrumenten in der Kunsttopographie durch Hans Bertele-Genadenberg (ÖKT 43/II, 1977, S. 251–284) grundlegend war. P. Amand Zinner gab die Übersicht über die Äquinoktialuhren und -kompasse, Horizontal- und Doppelsonnenuhren, Quadrantensonnenuhren, Ekliptikalsonnenuhren, Würfeluhren, Azimutaluhren, Kugel- und Zylinderuhren, Höhensonnenuhren und Ringsonnenuhren neu heraus und fügte ein Namensverzeichnis der Hersteller hinzu. Besonders wichtig sind die Werke des Linzer Ingenieurs Franz Anton Knitl, auch eine Horizontalsonnenuhr seines Schülers P. Wilhelm Pichler († 1717) ist darunter. Nur bei den Bildlegenden wurde die neue Nomenklatur verwendet, eine Konkordanz der Nummern zur Kunsttopographie fehlt. Schade, daß es nicht ein so schön ausgestattetes Verzeichnis wie das der Salzburger Sammlung (Peter Husty, Zeit und Maß, Sonnenuhren und wissenschaftliche Geräte, Schriftenreihe zu Kunstgewerbe und Volkskunde 2, hg. Christa Svoboda, Salzburger Museum C. A., 1994) geworden ist, wo man Knitls Äquatorialsonnenuhr von 1754 sogar als Umschlagbild brachte.

Das Interesse an Sonnenuhren ist – wie das Verzeichnis der österreichischen Sonnenuhren von der Astronomischen Gesellschaft in Wien zeigt – so groß, daß auch diese Neuauflage einer vergriffenen alten Beschreibung seine Leser finden wird.

Georg Wacha, Linz

Fritz Mayrhofer – Walter Schuster (Hg.), Entnazifizierung und Wiederaufbau in Linz (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1995), Linz 1996. 526 Seiten, zahlr. Abb.

Dieser gelungene Band, der nicht zufällig bereits eine zweite Auflage erlebt hat, kann als Beitrag zur oft geforderten Vergangenheitsbewältigung gelten. In Erinnerung an das Kriegsende vor fünfzig Jahren werden Vorgänge von und nach 1945 behandelt.

Einen ersten Schwerpunkt bilden Aufsätze zum Umgang mit den (im weitesten Sinne verstandenen) „Relikten" der NS-Zeit in der Stadt Linz. Die längste und inhaltlich gewichtigste Abhandlung von *W. Schuster* geht auf die Entnazifizierung des Magistrats Linz ein. Aufgrund eingehender Quellenforschung wird ein differenziertes Bild geboten. Man erfährt auch, wie verschiedenartig man damals vorging. In Einzelfällen wurden die Bewerbungen um einen Magistratsposten selbst bei belasteten NS-Funktionären positiv, solche von bloßen Mitläufern hingegen negativ entschieden (167 f.). So wertvoll die Studie auch ist, das Fehlen der Namen betroffener Personen wird es wohl zu einem späteren Zeitpunkt notwendig machen, das erarbeitete Material nochmals vorzunehmen, was allerdings die genauen Quellenangaben erleichtern werden. Interessante Einblicke in die unmittelbare Nachkriegszeit gewährt das „Tagebuch 1945" von *H. Kreczi*. Die „schicksalsschweren Tage und Wochen im Mai 1945" werden hier wieder lebendig: so die „mißglückte Übergabe der Stadt" (für die Gaukämmerer Franz Danzer und sein Dolmetscher Fritz Rosenauer bereits eine „Kapitulationsurkunde" unterzeichnet hatten); „die kampflose Einnahme und Besetzung der Stadt unter Brigadegeneral W. A. Holbrook"; schließlich die Anfangsperiode der „amerikanischen Militärdiktatur". Unter dem 16. Mai 1945 findet sich z. B. die Eintragung: „Die Amerikaner stellen bis jetzt nur Forderungen; daß sie auch helfen müssen, wollen

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

sie nicht einsehen". *M. John* untersucht die Vorkommnisse um das „Haarabschneiderkommando" in Linz, das entsprechende Aktionen gegen „einheimische Mädchen mit tatsächlichen oder vermeintlichen Kontakten zu US-Besatzungssoldaten" setzte. Im Zusammenhang damit wird die Frage aufgeworfen, ob es sich dabei um eine Art „nationalsozialistischer Wiederbetätigung" handelte. Dem Schicksal einer Sinti-Familie im Nachkriegs-Linz geht *E. Thurner* nach. Der anfangs eher freundlichen Behandlung, die die Familie erfuhr, folgte in den fünfziger Jahren mit der „Reetablierung alter Ordnungs- und Werthierarchien" die Zuordnung zu den „Randgruppen" der Gesellschaft. Im Sog einer gewissen Eigendynamik wurden die Betroffenen, obwohl Mann und Frau im KZ gewesen waren, nicht zu den „Opfern des Nazi-Faschismus" gerechnet, weshalb sie schließlich Linz verließen. In einem informativen Beitrag listet *G. Wacha* „Denkmale in Linz aus der NS-Zeit" auf. Neben Inschriften und „NS-Erinnerungen" wurden vor allem die Nibelungenbrücke und die für sie vorgesehenen Standbilder von B. Graf Plettenberg, deren Modelle noch vorhanden sind, gewürdigt. Damit bietet der Band, zusammen mit den Ausführungen von *G. Marckhgott* über „Das Projekt ‚Führerbibliothek' in Linz", zwei weitere wertvolle Bausteine zum Programm Adolf Hitlers, das er für seine „Heimatstadt" geplant hatte.

Den zweiten Schwerpunkt des Bandes, der sich vom ersten nicht eindeutig trennen läßt, stellen mehrere Abhandlungen über den „Wiederaufbau" ab 1945 dar, wobei der Begriff „Wiederaufbau" weit zu spannen ist; er bezieht sich hier vor allem auf die (Wieder-)Gründung demokratischer Parteien, nämlich die „Rekonstruktion der Sozialdemokratie" *(B. Kepplinger* und *J. Weidenholzer)* und die „Anfänge der Linzer ÖVP" *(R. Sandgruber)*. Im ersten Fall rücken Neubeginn und Kontinuität ins Blickfeld. Wie stark die Vergangenheit nachwirkte, zeigt sich auch an den bald wiederauftauchenden klassenkämpferischen Tönen, wie sie etwa in den abgebildeten Wahlplakaten von 1949 zum Ausdruck kommen. Ein Problem stellte die Behandlung ehemaliger Sozialdemokraten dar, die später der NSDAP beigetreten waren. Aus erheblichen Meinungsunterschieden kristallisierte sich schließlich die Tendenz heraus, Minderbelastete zu amnestieren. Die „Anfänge" der ÖVP setzten u. a. mit dem beachtenswerten Faktum ein, daß eine Abordnung von Sozialdemokraten (!) bei Bischof Fließer vorsprach und ihn um Benennung christlichsozialer Exponenten seines Vertrauens, die einer zu bildenden Landesregierung angehören könnten, bat. Dabei wurden aber die Herren Starhemberg, Revertera, Gleißner, Hammerstein und Kern „als untragbar für jede demokratische Regierung" ausgeschlossen, weil sie wegen „ihrer Position im Ständestaat" als belastet angesehen wurden. Schon vor Kriegsende freilich hatten sich ehemalige Christlichsoziale zu Runden zusammengeschlossen, deren Ziel die „Neuformierung einer christlich-orientierten Partei" war. Die wichtigste Initiative ging hierbei von Dr. Josef Zehetner aus. Anfängliche Konflikte zwischen ehemaligen Mitgliedern der Christlichsozialen Partei und ehemaligen Anhängern der Vaterländischen Front konnten überwunden werden; die entstandene Partei (ÖVP) präsentierte sich als „neue ... junge Partei", nicht „als Partei von gestern", sondern „von heute und morgen". Trotz der Anfangsdynamik mußte die ÖVP schon bei der Linzer Gemeinderatswahl 1949 die herbe Enttäuschung erleben, daß sie nach SPÖ und WdU nur als dritte Kraft hervorging. Zum „Wiederaufbau" wird man auch die Zulassung einer Tagespresse durch die US-Besatzungsmacht rechnen dürfen. *K. Twerasser* schildert den spannenden Beginn der „Oberösterreichischen Nachrichten", „herausgegeben

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

von den amerikanischen Streitkräften für die Bevölkerung Oberösterreichs", sowie das Schicksal („Glück und Ende") von H. Behrmann, der die Herausgabe übernahm und zum ersten „Pressezaren" der Nachkriegszeit aufrückte. Zwei Sonderaspekte, nämlich den Aufbau der Sozialversicherung *(H. Friereder)* sowie die Wiedererrichtung der „Kammer für Arbeiter und Angestellte" *(M. Lotteraner),* mit denen der Raum Linz gesprengt und ganz Oberösterreich ins Blickfeld gerückt wird, bilden den Abschluß des Bandes. In ihm konnten zwar nur einige Themen über das Linz der Nachkriegszeit aufgegriffen werden, dennoch ist man durch sie in der Aufarbeitung der behandelten Periode ein gutes Stück vorangekommen.

Rudolf Zinnhobler

Marktgemeinde Pregarten (Hg.), Ortschronik Pregarten Bd. 1: Kirche, Pregarten 1996, 132 Seiten, zahlr. Abb.

Der 100jährige Bestand der Pfarrkirche Pregarten wurde zum Anlaß genommen, diese ansprechende Reihe (geplant sind fünf Bändchen) einer Ortschronik zu begründen. Begonnen wurde mit der „Kirche". Zunächst bietet *F. Zehethofer* einen Überblick über die Pfarrgeschichte. Die Quellen- und Literaturbasis ist jedoch schmal. So wurden u. a. H. Ferihumers Erläuterungen zum Historischen Atlas von Oberösterreich (Wien 1956) und der entsprechende Band von „Widerstand und Verfolgung in Oberösterreich" (Wien 1982), der für Pfarrer Michael Stubauer wichtig gewesen wäre, nicht berücksichtigt. Im Anschluß an die gut dokumentierte „Baugeschichte der Pfarrkirchen (!) in Pregarten und der Burgkapelle in Reichenstein" von *B. Prokisch* geht *F. Zehethofer* auf die Kaplanei Reichenstein, ihre reformationsgeschichtliche Bedeutung und ihre Funktion in der NS-Zeit ein. Den Abschluß bilden eine dankenswerte Zusammenstellung kultureller und sozialer „Dienstleistungen" der Pfarre von *F. Buchberger,* eine Chronik des Pfarrkindergartens von *M. Reinsperger,* eine knappe Dokumentation über den Friedhof von *F. Zehethofer* und *B. Prokisch* und ein statistischer Überblick über die Pfarrentwicklung von *W. Eichinger.* Das reich illustrierte kleine Buch wurde von *H. Friedl* mit großem Einfühlungsvermögen grafisch gestaltet.

Rudolf Zinnhobler

Leopold Benda (Hrsg.). Das Quartär Deutschlands. – Verlag Gebr. Borntraeger Berlin–Stuttgart 1995, 408 Seiten. ISBN 3-443-01031-8. DM 79,–.

Das vorliegende Buch ist im Auftrag der Deutschen Quartärvereinigung in Zusammenarbeit mit den geologischen Diensten der Bundesrepublik Deutschland zum 14. Kongreß der Internationalen Quartärvereinigung (INQUA) in Berlin 1995 herausgegeben worden. Es ist dies ein Sammelwerk von 35 Autoren, die nach Bundesländern geordnet, den Stand der deutschen Quartärforschung (Eiszeitforschung) wiedergeben. Ein abschließender Beitrag zur Urgeschichte weist auf die Bedeutung dieser Zeit für die Entwicklung des Menschen hin. Das allein 51 Seiten umfassende Schriftenverzeichnis enthält zumindest die wesentlichen jüngeren Arbeiten und gibt einen guten Überblick über die thematische Vielfalt und regionale Differenzierung der Eiszeitforschung in Deutschland. Ein abschließendes Ortsverzeichnis ermöglicht ein rasches

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Auffinden der bezugnehmenden Ausführungen. Nur die gewählte Form eines Teamworks hat es dem Herausgeber ermöglicht, dieser Vielfalt Rechnung zu tragen und das Werk in relativ kurzer Zeit entstehen zu lassen. Dabei ist die Beschränkung auf einen die Übersicht wahrenden Umfang wie auch die Vergleichbarkeit der sehr unterschiedlichen Gebiete durch, soweit regional möglich, die Einhaltung einer entsprechenden Abfolge gut gelungen. Die Vielfalt der Autoren gewährleistet auch eine gewisse Vielfalt der Meinungen. Vor allem aber kamen dadurch auch die regionalen Unterschiede besser zum Ausdruck, die die noch ungelösten Probleme aufzeigen. Solche bestehen trotz großer Fortschritte in jüngster Zeit vor allem noch zwischen den nordischen und den alpinen Vereisungsgebieten, aber auch innerhalb dieser zwei Großregionen sind noch lange nicht alle ausgeräumt. Konnten vor allem bei der Koordinierung der jüngeren Warmzeiten wie dem Eem- (Saale/Weichsel-) bzw. Riß/Würm- oder dem Holstein-(Elster/Saale-) bzw. Mindel/Riß-Interglazial große Fortschritte erzielt werden, so bleiben u. a. z. B. bei der Untergliederung der Saale- bzw. Rißeiszeit eine Reihe offener Fragen, etwa, wie sind fossile Böden zu bewerten? – Ihre Übereinstimmung mit palynologischen Nachweisen ist oft sehr schwierig. Ungeklärt ist nach wie vor, wo im Norden die alpine Günzeiszeit bleibt. Fortschritte haben auch die verschiedensten absoluten Datierungen gebracht, aber auch sie haben, abgesehen davon, daß dazu geeignetes Material vorliegen muß, ihre Schwächen. Je größer aber ihre Zahl wird, umso eher sind Vergleiche mit den aus der Tiefsee gewonnenen Isotopenstufen möglich, was dann erst weltweite Korrelationen erlaubt.

Mit all diesen Problemen hat ja auch die Quartärforschung in Oberösterreich zu kämpfen, denn auch hier muß versucht werden, die zahlreichen, oft sehr bedeutenden Erscheinungen im größeren Raum zu sehen, wobei bereits innerhalb des alpinen Raumes lange nicht alle Korrelationsprobleme ausgeräumt sind.

So mag gerade in diesem Jahr 1996, in dem wir auf 150 Jahre Eiszeitforschung in Oberösterreich zurückblicken können, dieses zum INQUA-Kongreß in Berlin erschienene Werk ein Ansporn sein, die eigene Arbeit zu intensivieren und die gute internationale Zusammenarbeit weiter zu pflegen.

Jeder der sich in Österreich und speziell in Oberösterreich mit Quartärforschung befaßt oder sich dafür interessiert, wird gerne auf ein übersichtliches, zusammenfassendes Werk wie das vorliegende zurückgreifen, ja er wird nicht umhin können, die Verbindung vor allem zum süddeutschen Raum herzustellen, über den ja der Bayern bearbeitende Autor dieses Buches, Hermann Jerz, 1993 das umfangreichere Werk: „Das Eiszeitalter in Bayern", verfaßt hatte.

Georg Wacha

Wilhelm Katzinger – Johannes Ebner – Erwin M. Ruprechtsberger, Geschichte von Enns, hrsg. von der Stadtgemeinde Enns, Enns 1996, XI + 548 Seiten.

Eine neue Stadtgeschichte für ein oberösterreichisches Gemeinwesen! Der Archäologe beginnt mit den naturräumlichen Voraussetzungen und der Urgeschichte. Bei der Schilderung von Lauriacum unter römischer Herrschaft durch Erwin Ruprechtsberger gewinnt man Einblick in das Leben in einem Legionslager und in der Zivilsiedlung. Bei „Religion und Kulte" geht es vom Einheimisch-Keltischen zu antiken

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

Göttern und dem Kaiserkult, zu orientalischen Gottheiten, zum Mithraskult und zum frühen Christentum. Mit „Spätantike – frühes Mittelalter" betitelt Ruprechtsberger seinen letzten Abschnitt und plädiert für intensivere Berücksichtigung von Bodenfunden in der oder den folgenden Siedlungen.

Katzinger wählt „Im Brennpunkt abendländischer Geschichte" als Titel seines ersten Kapitels und versucht einen Überblick über dunkle Jahrhunderte, über die Wiege des norischen Christentums, ausgehend vom hl. Florian und seiner Legende zu Severin und Bischof Constantius, zu den Anfängen Bayerns und den Awaren, zu der Gründung der Stifte Kremsmünster und St. Florian. Für die „überaus starke Befestigung" von Enns in den Ungarnkriegen wird eine ansprechende Hypothese über die Laurenzkirche und das von einer Mauer umschlossene alte Legionslager vorgetragen; in Raffelstetten, dem Donauhafen von St. Florian, berieten zwischen 903/905 die Bischöfe von Passau und Salzburg mit Graf Otachar und drei Vikaren den gesicherten Transport von Waren und Sklaven und die Zollsätze (wohl doch in Mautern eingehoben?), wobei Spielberg zur Kontrolle des Donauverkehrs diente. Mit den Pilgrimschen Fälschungen war die Stellung von Lorch jahrhundertelang im wechselnden Streit der Interpreten.

Im zweiten nachantiken Kapitel steht die Stadt im Mittelpunkt: Enns unter den steirischen Ottokaren, die den Zusammenhang mit Regensburg zeigende Marktordnung von 1191 und das Münzwesen (Ennser Pfennige). Katzinger sieht „Enns als Keimzelle des Landes ob der Enns" im Widerspiel der Kräfte vom alten Stammesherzogtum Baiern, der aufstrebenden Mark (ab 1156 Herzogtum) „ostarrichi" und dem noch jüngeren (1180) Herzogtum Steiermark. Gerade an diesem Schnittpunkt der Interessen wird 1186 die Georgenberger Handfeste verfaßt.

Unter Leopold VI., ab 1198 Herzog von Österreich und Steiermark, war dann das Ennser Stadtrecht von 1212 Ausdruck der neuen Handelspolitik. In der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Kaiser Friedrich II. und dem Babenberger Friedrich dem Streibaren wird 1237 die Georgenberger Handfeste mit Änderung erneuert. 1240 erscheint Meinhard, „scriba ducis in Aneso", der Schreiber des Herzogs in Enns, und die „superiores partes" des Landes Österreich werden langsam „Oberösterreich". Das Gefüge der Stadt, die Bürger, die Handwerker, die kirchliche Organisation werden bis zum Abstieg von Enns im Stätmittelalter (Streit um den Salzhandel, Ennser Hostienfrevel) mit vielen Einzelheiten geschildert. Als Anhängsel wird die Versorgung der Alten und Kranken behandelt.

Ein umfangreiches und disparates Matrial legt Johannes Ebner in zwei Abschnitten über das 16. Jahrhundert („Aufbrüche und Hoffnungen") und das 17./18. Jahrhundert („Barocke Fassade vor bröckelnden Mauern") vor. Lange Listen von Anmerkungen belegen die kulturgeschichtlichen Details aus den Eintragungen in den Ratsprotokollen.

Katzinger beschließt den beschreibenden Teil mit sieben Kapiteln über das 19. Jahrhundert vor und nach 1848, die erste Republik, die NS-Zeit, die Veränderungen nach Kriegsende, die Kunst in Enns; „Miterlebtes" behandelt die jüngsten Veränderungen, Sorgen und Hoffnungen.

Ein umfangreicher Anhang schließt den Band ab. Auf die Liste der römischen Kaiser (wo bleiben die deutschen und österreichischen Kaiser?) folgen mit hartem Schnitt die Ehrenbürger, die Bürgermeister (nicht aber die Stadtrichter und die Pfarrer), die Stadt-

©Oberösterreichischer Musealverein - Gesellschaft für Landeskunde; download unter www.biologiezentrum.at

amtsleiter und Mandatare. Den drei Autoren ist ein plastisches Gesamtbild gelungen. Das gute Bildmaterial macht den Überblick über Höhenflug und Abstieg der ältesten Stadt Österreichs deutlich. Die „Literatur" bringt eine komplexe Bibliographie, für die einzelnen Abschnitte z. T. thematisch gegliedert (in der Römerzeit exemplarisch auch für andere Orte).

Für das fränkische Reich hat sich Hildegard Adam jüngst mit Zoll, Handel und Verkehr beschäftigt, aber mehr Interesse für den Rhein als für die Donau gezeigt, ist aber für die bereits genannte Raffelstettener Zollordnung eine wichtige Vergleichsbasis. Über das geistige Leben ließe sich wohl noch einiges ergänzen. Ulrich von Pottenstein, der in dem Ort, nach dem er genannt wurde, Pfarrer war, etwa 1390 dem Domkapitel von St. Stephan angehörte und ab 1411 als Pfarrer und Dechant in Enns wirkte († vor 29. 12. 1417), errichtete nicht nur das Benefiziatenhaus (S. 113, 117, 126), er verfaßte „das umfangreichste katechetische Auslegungswerk des Spätmittelalters, das bis dato lateinisch tradiertes Gedankengut einem deutschsprachigen Publikum vermittelt" (VL² 10). Handel und Wandel wird große Aufmerksamkeit zugewendet – Meister Veit, der einzige Glockengießer von Enns, dessen Werke 1487 und 1492 entstanden sind, hätte unter „Handwerk" eine Erwähnung verdient.

Aber zusammenfassend: Es ist mehr als eine Geschichte von Enns entstanden, es wurde ein Stadtbuch mit vielen Details über Brücken, Militär, Schule, Krankenhaus, Wasser- und Gasversorgung, Vereine, Sport und Kultur. Der neue Brunnen (von Klaus Liedl) auf dem Hauptplatz schließt die bunte Reihe der Bilder (Abb. 323 auf S. 430), daß der Name des Bildhauers nicht genannt wird, hat vielleicht mit der nicht einhelligen Akzeptanz des Modernisierungsschubs zu tun. Enns hatte Vorreiterrolle bei der Verleihung des Stadtrechts in Österreich, seine gut gestaltete „Geschichte" sollte Vorbild für ähnliche Untersuchungen und Publikationen sein – aber nicht überall wird man drei Wissenschaftler mit „Heimvorteil" finden, die sich in ihren Forschungsrichtungen so gut ergänzen und ein geschlossenes Gesamtbild vermitteln können.

Georg Wacha

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines

Jahr/Year: 1996

Band/Volume: 141a

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: Besprechungen. 427-438